九州大学学術情報リポジトリ
Kyushu University Institutional Repository

Das Motiv der Blindheit bei Jean Paul

Tsuneyoshi, Norimi
Faculty of Languages and Cultures, Kyushu University : Professor : German Literature

https://hdl.handle.net/2324/18974

出版情報：独仏文學研究. 42, pp.203-221, 1992-09. 九州大学独仏文学研究会
バージョン：
権利関係：

Das Motiv der Blindheit bei Jean Paul

Norimi Tsuneyoshi

1) Jean Pauls diskriminierendes Weltbild

Jean Paul gilt im Allgemeinen als Autor, der mit den leidenden Unterschichten Mitleid hatte. So schreibt Martini in seiner Literaturgeschichte: „Der Roman wurde zum Trostbuch der leidenden und verkannten Seelen"(Deutsche Literaturgeschichte. Kröner Verlag. 1968. S.300), und zitiert zum Beleg aus dem Hesperus: „Komm, liebe müde Seele, die du etwas zu vergessen hast, entweder einen trüben Tag oder ein überwölktes Jahr oder einen Menschen, der dich kränkt, oder einen, der dich liebt, oder eine entlaubte Jugend oder ein ganzes schweres Leben; und du, gedrückter Geist, für den die Gegenwart eine Wunde und die Vergangenheit eine Narbe ist, komm in meinen Abendstern und erquicke dich mit seinem kleinen Schimmer" (Werke. Hanser. Bd.1. S. 487f.). Selbst beim Gedanken an den eigenen Tod — am 15. 11. 1790 wurde Jean Paul von diesem Gefühl besonders stark überrannt — spricht er zum Schluss von seiner Liebe für die sterblichen Menschen: „Wichtigster Abend meines Lebens: denn ich empfand den Gedanken des Todes, daß es schlechterdings kein Unterschied ist, ob ich morgen oder in dreißig Jahren sterbe... Ich drängte mich vor mein künftiges Sterbebett, durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Totenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge, hörte meine kämpfenden Phantasien in der letzten Nacht... Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, Euch mehr Freude machen. Wie sollte ich Euch in Euren zwei Dezembertagen voll Leben quälen, Ihr erbleichenden Bilder voll Erdenfarben im zitternden Widerschein des Lebens? Ich vergesse den 15. November nie." Unter dem Aspekt des Todes werden von Jean Paul alle Menschen als ebenbürtig betrachtet und ohne Unterschied geliebt. Symbolisch enden die biographische Belustigungen mit einer Trauerrede für einen Bettler: „Aber wenn du dich einst aufrichtest, so wird ein andrer Mond am Himmel stehen als jetzt, und deine freie, ewige Seele wird groß und reich unter alle Menschen treten und sie alle um nichts mehr bitten!" (Bd. 4. S.406). Jean Paul lobt zwar Betteln als solches nicht, aber indem er für einen namensungewissen Bettler eine mitleidvolle Trauerrede hält, zeigt er, dass er in einer Welt, in der ein Fürst an der Spitze der Gesellschaft steht, eine Vorliebe für die Gleichstellung des Menschen hegt. Dies lässt sich wohl aus der Tatsache herleiten, dass im Ursprung — bei Homer — Bettler und Dichter eine Person waren. In den biographischen Belustigungen heißt es dazu satirisch: „Die Bettler und die wahren Barden jetziger deutscher Nation." Diese Satire beschreibt zugleich die Situation des damaligen Blinden: „Der Ladenmeister der Skalden, der blinde Homer deklamierte vor den Türen die älteste Ausgabe seiner Gedichte und war selber der Kollekteur seines Honorars bei den Abonnenten, die er anbettelte. Neuere blinde Jungmeister der Skalden singen vor den Fenstern des Publikums an einem waagrechten Stabe — wie auf einem die geblendeten Finken, und die homerischen Rhapsodisten an einem bleirechten — gute Gelegenheits-Gedichte ab und schieben von außen kleine Kanzel-Lieder in die Kontrovers-Predigten ein, die man innen in den Häusern hält. Das Band, das einen frohen Dichter an die Menschen knüpft und das oft ein ehliches wird, ist der horizontale Stock, den der Blinde und die Frau an entgegengesetzten Polen halten, wiewohl in

großen Städten（Paris, London） statt der copula carnalis ein Strick und statt der Frau ein Hund führt, den man einen edlern Nachdrucker nennen kann, weil er den Dichter, wie der unedle die Gedichte, unter die Leute bringt und ihn dem Brote entgegenzieht, das ihm der andre entzieht. Glaubwürdige Hegebereiter und Bettelvögte haben mich versichert, daß Frauen keinen Mann lieber führen als einen blinden und daß sie sich untereinander um den erledigten Posten einer Führerin raufen und zanken. Sie überzeugten mich durch zwei Ursachen, die sie davon angaben: erstlich bettelt einer, der von seinem grauen Stare lebt und der Panist und Apanagist seiner Augen ist, weit mehr vom ebenso blinden Glück und Pluto zusammen als ein andrer, der sehen muß — zweitens hat eine solche Cicerone, da sie dessen Regie und Hebungsbediente ist, Hoffnung, ihm seine Revenüen halb zu stehlen, weil er wie mehrere Blinde nehmen muß, was ihm das Mautamt aufzählt“（Bd.4. S.383f.）. Wie Michel Foucault in seiner Geschichte des Wahnsinns dargestellt hat, wurden die Bettler seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr für heilig gehalten, sondern in Zuchthäuser gesperrt. Dafür sorgte der Bettelvogt. Außerdem üben die von Jean Paul dargestellten damaligen Blinden keine Berufe, wie z.B. Masseur aus, sondern betteln meistens: „der Oberhofmeister stellet sich also wie andere Bettler blind“ (Bd.4. S.665). Bettler nehmen Jahr für Jahr an der Messe einer Kirmes teil: „Der Straßen-Gottesdienst und die Sing-Ständchen heben nun an. — Blinde singen, wie geblendete Finken, besser aber lauter — die Lahmen gehen — die Armen predigen das Evangelium selber — die Taubstummen lärmen sehr und läuten die Messe ein mit einem Göckchen — einer fähret mitten in die Arie des andern mit seiner eignen hinein —... kurz , der Marktflecken, der sich heute letzen wollte, ist fast mit Sturm eingenommen vom Bettelpack“ (Bd.2. S. 95). Hier könnte man einen Wertewandel hervorheben, und zwar die Dekonzentrierung der Mitte am besondern Tag der Messe. Jedenfalls ist der Realismus Jean Pauls beeindruckend. Sein Blick auf die Behinderten steht sicher im Zusammenhang mit seinem Blick auf die Tiere. In der Levana relativiert er den homozentralen Humanismus und schreibt: „Nämlich das Kind lerne alles tierische Leben heilig halten — kurz man gebe ihm das Herz eines Hindus, statt des Herzens eines kartesischen Philosophen“（Bd.5. S. 800). Fibel spricht wie der heilige Franziskus mit den Vögeln und bemerkt: „Gott und Vieh sei immer gut, aber der Mensch nicht“（Bd. 6. S. 537). Der kleine Albano im Titan lockte täglich Flugtauben durch Futter an. Seine Pflegeschwester bat ihn, eine zu fangen, „aber er sagte immer Nein, weil er sogar ein tierisches Vertrauen nicht belügen wollte“ （Bd. 3. S. 33). Ferner treten viele Hunde auf, z. B. Leibgebers Begleiter Saufinder, Schoppes Hund Mordian, Spitzius Hofmann als Postträger im Hundposttag, und der Pudel im Quintus Fixlein, der zugleich Quintaner ist. Damit ist die wechselseitige Abhängigkeit des Menschen und des Hundes voneinander dargestellt. Über Walt wird folgendes berichtet: „Er liebt jeden Hund, und wünschte von jedem Hund geliebt zu sein“ （Bd.2. S. 844). Dies alles zeigt deutlich Jean Pauls Tendenz zur Gleichstellung von Mensch und Tier.

Anderseits betont er jedoch auch den Unterschied zwischen Mensch und Tier und den zwischen den Menschen selbst. Seltsamerweise kehrt sich seine Meinung von der Gleichheit aller Lebewesen in die Unterscheidung zwischen den Menschen selbst um: „aber es gibt bessere und seltnere Menschen, die sich für hineingerissene Spieler halten und jede Grasspitze für beseelt

ansehen, jedes Käferchen für ewig und das unbändige Ganze für ein unendliches schlagendes Adersystem, in welchem jedes Wesen als ein saugendes und tropfendes Ästchen zwischcn kleinern und größern pulsiert und dessen volles Herz Gott ist"（Bd. 1. S.237）. Die Adjektive wie bessere und seltnere scheinen Fehl am Platze. Die Seele, die jedes Käferchen für ewig hält und alles für gleich ansieht, wird als von anderen ungleich hochgeschätzt. Das demütige und das elitäre Ich kreuzen sich an dieser Stelle. Man kann darin einen unbewussten Wunsch nach einem elitären Bund sehen, den Jean Paul bei Schillers Gedicht „an die Freude" ironisch kritisiert: „Übrigens würd' ich aus einer Gesellschaft, die den herzwidrigen Spruch bei Gläsern absänge: » Wers nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Band«, mit dem Ungeliebten ohne Singen abgehen und einem solchen harten elenden Bund den Rücken zeigen, zumal da derselbe kurz vor diesen Versen Umarmung und Kuß der ganzen Welt zusingt,..."（Bd.5. S.395). Solche Unterscheidungen, hinter denen sich ein Geniebegriff verbirgt, finden sich oft bei Jean Paul. Zum Spaß unterscheidet er z.B. in der unsichtbaren Loge alle Spazierer in vier Kasten. Das Morgenland des Hindus und der Tierliebe ist auch das Land der Kasten. „In der Ⅰ. Kaste laufen die jämmerlichsten, die aus Eitelkeit und Mode tun und entweder ihr Gefühl oder ihre Kleidung oder ihren Gang zeigen wollen. In der Ⅱ. Kaste rennen die Gelehrten und Fetten, um sich eine Motion zu machen, und weniger, um zu genießen, als um zu verdauen, was sie schon genossen habe." Die Ⅲ. Kaste nehmen diejenige ein, die mit den „Augen des Landschaftmalers" die Natur anschauen. Eine Ⅳ. bessere Kaste sind die Menschen, „die nicht bloß ein artistisches, sondern ein heiliges Auge auf die Schöpfung fallen lassen, ... kurz, die nicht bloß mit dem Auge, sondern auch mit dem Herzen spazieren gehen" （Bd.1. S. 404f.). Dies sind fürwahr spaßhafte Kasten, aber die Geringschätzung des Leibs und die Überlegenheit der Religion über die Kunst machen sie jeanpaulisch. Auch in der Vorschule der Ästhetik teilt er die Phantasie in vier Kasten ein. Die Ⅰ. Kaste beschreibt er so: „der kleinste [Grad] ist, wo sie [Phantasie] nur empfängt" （Bd.5. S. 49). „Die zweite Stufe ist diese, daß mehre Kräfte vorragen, z.B. der Scharfsinn, Witz, Verstand, mathematische, historische Einbildungkraft u. s. w., indes die Phantasie niedrig steht. Diese sind die Menschen von Talent, deren Inneres eine Aristokratie oder Monarchie ist, so wie das genialische eine theokratische Republik... so entbehrt es [Talent] aus demselben Grunde die poetischen Besonnenheit, aus welchem dem Tiere die menschliche abgeht" （Bd.5. S. 50). Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere, d.h. die menschliche Überlegenheit macht den zwischen Genie und Talent klar. Es geht um „das Ganze". Nach Jean Paul gibt es keinen einzigen Gedanken des Genies, „worauf das Talent im höchsten Feuer nicht auch käme — nur auf das Ganze nicht" （Bd.5. S. 51). Gleiches behauptet er auch in der Levana: „Der rechte Unglaube bezieht sich auf keine einzelnen Sätze und Gegensätze sondern auf die Erblindung gegen das Ganze" （Bd. 5. S.586). Zur Ⅲ. Kaste meint er: "Die dritte Klasse erlaube man mir weibliche, empfangende oder passive Genies zu nennen,..." （Bd.5. S.51). Sie sind „reicher an empfangender als schaffender Phantasie" （Bd.5. S.52). „Ist der Talent-Mensch der künstlerische Schauspieler und froh nachhandelnde Affe des Genies, so sind diese leidenden Grenz-Genies die stillen, ernsten, aufrechten Wald- oder Nachtmenschen desselben, denen das Verhängnis die Sprache abgeschlagen. Es sind — wenn nach den Indien die Tiere die Stummen der Erde sind — die

Stummen des Himmels. Jeder halte sich heilig, der Tiefere und der Höhere! denn eben diese sind für die Welt die Mitttler zwischen Gemeinheit und Genie, welche gleich Monden die geniale Sonne versöhnend der Nacht zuwerfen“ （Ebenda）. Auch hier finden wir wieder Jean Pauls diskriminierendes, zweigeteiltes Weltbild: Mensch und Affe, Stumme der Erde und Stumme des Himmels, der Tiefere und der Höhere, Gemeinheit und Genie. Hier ist eine strenge und klare Hierarchie gegründet, auf deren Gipfel das Genie steht. Dieses gehört zur IV. Kaste. In einer früheren Stelle der Vorschule heißt es: „Das Genie unterscheidet sich eben dadurch daß es die Natur reicher und vollständiger sieht, so wie der Mensch vom halbblinden und halbtauben Tiere“ （Bd.5 .S.32f.). Das Genie sieht und hört mehr als die Gemeinheit. Durch den Begriff des Instinkts wird die Bestimmung des Genies sachlich erklärt: „Der Instinkt oder Trieb ist der Sinn der Zukunft; er ist blind, aber nur, wie das Ohr blind ist gegen Licht und das Auge taub gegen Schall“ （Bd.5. S. 60）. Aber der Mensch hat in Wirklichkeit nur Auge und Ohr. So endet Jean Pauls Werk, das eine instinktive Darstellung der Realität zu sein scheint, oft nur als Täuschung von Auge und Ohr. Diese Poetik wendet er auch mechanisch auf den Titan an, worauf ich später zurückkomme.

Wenn man die Gedanken zur ersten Kaste der Phantasie ernst nimmt, so wird hier der nur empfangende Leser geringgchätzt. Für Jean Paul ist lediglich das schaffende Ich lobenswert, und das passive, sei es der leidende Leser, sei es der blinde Bettler des stereotypen Gelegeneitsgedichts, gehört zur unteren Kaste. Daher lobt er auch oft das Schreiben als schaffende Tat, wie z. B. in der Levana (Bd.5. S.833）, und im Titan （Bd.3 .S.133). In seiner Selberlebensschreibung meint er: „Kann man denn es den Jugendlehrern zu oft sagen － oft genug hab’ ichs wohl indessen schon gesagt － daß alles Hören und Lesen den Geist nicht halb so kräftigt und regt und reizt als Schreiben und Sprechen, weil jenes dem weiblichen Empfangen ähnlich nur die Kräfte der Aufnahme bewegt, dieses aber dem männlichen Erzeugen ähnlich die Kraft des Schaffens in Anspruch nimmt und in Bewegung setzt ?... Lesen heißt in die Schulkasse oder den Armensäckel einsammeln, Schreiben heißt eine Münzstatte anlegen; aber der Prägstock macht reicher als der Klingelbeutel. Schreiben verhält sich als eine sokratische Hebammenkunst, die man an sich selber übt, zum Lesen, wie Sprechen zum Hören. In England und bei Hof- und Weltleuten bildet das Sprechen aus und hilft dem seltenern Lesen nach“（Bd.6. S.1095）. Lesen erinnert Jean Paul unwillkürlich ans Betteln. Auch hier macht er einen Unterschied zwischen dem weiblichen Empfangen und dem männlichen Erzeugen. Aber da das Thema des Geschlechtsunterschiedes einen größeren Raum benötigen würde, möchte ich an dieser Stelle nicht darauf eingehen. Zusammenfassend könnte man mit Jean Paul sagen: „Das Weib nie so individuell als der Mann“ （Bd.5. S.223). Auf der anderen Seite gibt es auch beim Schreiben ein Problem, und zwar, dass der Schreiber oft kalt gegen den Beschriebenen wird. Das Pseudogenie Roquairol im Titan verkörpert diesen kalten, ästhetischen Geist und neben ihm treten bei Jean Paul viele Sonderlinge des schreibenden Ich auf. So sagte z.B. der Rektor Fälbel zu seiner Prima „Schon für sein Kauderwelsch verdient er das Arkebusieren,“ als der Malefikant vor seinem Tode in lateinischer Sprache der alten Waschfrau seine Kleidungsstücke vermachte（Bd.4. S.248). FälIbel kennt kein menschliches Mitleid, er achtet nur auf die Grammatik. Oefel, der

Rivale des schreibenden Jean Paul in der unsichtbaren Loge, dankte Gott für jedes Unglück, das in einen Vers ging“（Bd.1. S. 290）.

Welche Menschen hält Jean Paul außer dem Genie für frei? Eine Stelle in der Vorschule gibt darauf interessante Antworten: „Denn da es [das komische Gnadenwildpret] auf der freien Heide — und nur auf dieser — gedeiht: so findet man es überall, wo entweder innerliche Freiheit ist — z. B. bei der Jugend auf Akademien oder bei alten Menschen u.s.w. — oder äußerliche, also gerade in den größten Städten und in den größten Einöden, auf Rittersitzen und in Dorfpfarrhäusern und in den Reichsstädten, und bei Reichen und in Holland“（Bd.5. S.138f.）. Hier betrachtet er also auch alte Menschen mit Wohlwollen. Sonst aber sieht er in ihnen etwas Negatives: „jedes Jahr läßt sich der Mensch weniger bekehren, und einem bösen Sechziger dient weniger ein Missionär als ein Autodafe“（Bd.5. S.553). Und er legt nur Wert auf die Jugend: „in unsern Tagen ist Jugend an Jünglingen eine körperliche und geistige Schönheit zugleich“（Bd.3. S312). Das Lob auf große Städte ist bei diesem Rousseau-Nachfolger kaum anders zu finden. Sogar die Reichen schätzt er hoch, was aber seinen bisherigen Behauptungen widerspricht: „Habt Mitleiden mit der Armut, aber noch hundertmal mehr mit der Verarmung! Nur jene, nicht diese macht Völker und Individuen besser“(Bd.3. S.169). An einer anderen Stelle: „Es wird einmal eine Zeit kommen,... wo man nicht bloß, wie jetzo, keine Bettler, sondern auch keine Reichen dulden wird“ (Bd.l. S.156). Auch die Erwähnung der Dorfpfarrerhäuser ist nicht zu übersehen. Man interpretiert oft das Gewinnen der Pfarrerstelle, nach der Walt und Fixlein sich sehnen, als die Erringung eines nur sehr kleinen Glücks. Aber eine solche Stelle scheint eine für Jean Paul nicht zu unterschätzende Karriere zu sein. In der Levana zählt er den Landprediger neben dem Landedelmann zu den glücklichen Vätern, die genug Zeit haben, ihre Kinder zu erziehen.

2）Gleichnis der Blindheit

Meyers Lexikon schreibt über die Blindenschule: „Die erste Blindenschule wurde l784 von dem Philanthropen Valentin Haüy in Paris gegründet. In Deutschland entstand die erste Blindenschule l806 in Berlin, Nachdem durch die Blindenschule bewiesen worden war, daß blinde Menschen ebenso bildungsfähig sind wie andere, wurde um die Jahrhundertwende in Deutschland durch landesrechtliche Regelungen auch für Blinde die Schulpflicht eingeführt.“ Anders gesagt hat man also etwa bis zum 18. Jahrhundert im Allgemeinen geglaubt, die Blinden seien nicht so bildungsfähig wie andere. Über die Taubstummen kann man aus einer Anmerkung in der Vorschule entnehmen, dass 1778 in Leibzig Samuel Heinicke eine Anstalt für sie gründete（Bd.5. S. 1236）. Bis dahin waren auch die Taubstummen nicht mit andern gleichgestellt. Wenn man Jean Pauls Verwendung der Wörter „blind“ und „taub“ untersucht, findet man manchmal Formulierungen, die man vom heutigen Standpunkt aus etwas hart klingen. In der Levana z. B., einer Erziehlehre, in der keine Diskriminierung zu erwarten wäre, heißt es: „Nur teils nachgeahmte, die man erst macht oder machen kann, wie Gedikes Lesebuch, um einst keinen taubstummen Geist, sondern einen mit Ohr und Zunge ausgestatteten vor die Göttersprüche der Alten zu führen — “（Bd.5. S. 863). Da auch Taubstumme bildungsfähig sind, stört der Ausdruck „taubstummer Geist“ etwas. Als Gleichnis jedoch ist er konkret und verständlich.

Hinsichtlich des Wortes blind, bezieht sich der recht Unglaube, wie oben angeführt, auf die Erblindung gegen das Ganze（Bd.5. S. 586). Diese Wendung wird oft benutzt. In seiner berühmten Rede sagt Präsident Weizsäcker: „Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, der wird am Ende blind für die Gegenwart“（Ansprache zum 40. Jahrestag der Beendigung des zweiten Weltkrieges). Blind zu sein wird also negativ bewertet. Übrigens ist es in Japan verboten, ein Wort, das „blind sein“ bezeichnet, in den Medien zu benutzen, da dieses Wort ähnlich wie das deutsche Weib zum Schimpfwort wurde. Im folgenden Beispiel der Levana findet sich eine klare Diskriminierung: "Himme1! Wenn der Ekel an Speisen und Menschen, die Gier nach Unnatürlichkeiten... so geistig einflössen, daß der Mutterleib die erste Adoptionloge und Taubstummenanstalt der Geister und die Weiblichkeit das Geschlechtkuratorium der Männer wäre: welche sieche, scheue, weiche Nachwelt fortgepflanzter Schwangerer!“（Bd.5. S. 591）. Er spricht dem männlichen Geist also einen höheren Rang zu. Nimmt man den Standpunkt eines höheren Wesens oder eines Genies ein, so blickt man natürlich auf Blinde oder Tiere herab: „ Für höhere Wesen ist das Menschenreich ein gesetz-und gewissenloses, taubblindes Tier- und Maschinenreich geworden, das raubt, frißt, schlägt, blutet und stirbt“（Bd.5. S. 754）.

Einen blinden und tauben Zustand, in dem man selbstbezogen ist, beschreibt Jean Paul oft. Nicht so negativ liest sich folgende Stelle: „wenn sie [große Skribenten] blind und taub und gefühllos gegen alles wurden, was nicht in die fünf innern geistigen Sinnen fiel “（Bd.2. S.179 vg1. S.137）. „ — blind und taub gegen sich und die Welt — “（Bd.3. S.758）. Etwas negativ hört sich aber dies an: „ — wollt ihr gar nicht anhören und heranlassen, um nur taubblind in einer tierischen Gegenwart zu nisten“（Bd.3. S. 221）, oder „mit einer tauben und blinden Entrüstung“（Bd.3. S. 152）.

In einem Aufsatz über Charlotte Corday verteidigt Jean Paul diese als die zweite Jeanne d'Arc. Die Blindheit Cordays und die des gemeinen Volkes werden, wenn auch ohne Absicht, kontrastiv beschrieben. „Dieser Engel [in der Menscheit] nicht nach und von Jahren wachsend, da es in der Ewigkeit keine gibt, ist aus Gewohnheit blind gegen die gefärbten Schatten und Nachtschatten der Endlichkeit, weil sein Blick sich in der ewigen Sonne verliert“ (Bd.6. S. 335). „Sie wußte ja, sie bringe mit ihrem Marat-Dolche den Freiheit-Zepter mit, und sie sei, obwohl unbekannt der blinden Masse, in ihrem Siegwagen nach Paris schon angetan mit den Feierkleidern der glänzenden Zukunft“（Bd.6. S. 349）. Obwohl Cordays Blindheit gegen die Endlichkeit heilig und lobenswert ist, befindet sie sich dennoch in demselben blinden Zustand wie das Volk. Gefährlich scheint mir die Hochschätzung der Blindheit des Engels durch das Autor-Ich.

Das bloße Erwachen wird bei Jean Paul wie folgt beschrieben: „jetzt sind die Blinden heil, die Lahmen gehen, die Tauben hören — wach ist nämlich alles“ (Bd.1. S.226). Der Stumme erscheint als Allegorie des Todes: „und [die magere Tischlerin] hörte die ferne Glocke, die der Stumme trägt, der Tod“ (Bd.3. S.524). Überhaupt wird der Mensch in einem gewissen Sinne als blind angesehen: „und vor der ganzen großen Natur, die mit unsichtbaren Händen den blinden Menschen in weite, reine unbekannte Regionen hebt,...“（Bd.1. S.175). „Aber einer, der bei Tageslicht blind wäre, würde auch bei wolkenlosem Sonnenlicht nichts sehen“（Bd.4. S.205). Darüber hinaus wird der Mensch auch für stumm gehalten: „Jetzt sog er,... die ersten

Klagesilben,... ach dieser Stummenglocken, die der innere Mensch in der Hand schüttelt, weil er keine Zunge hat "(Bd.3. S. 173). Damals trugen Taubstumme Glöckchen mit sich herum: „ein Taubstummer machte mit seiner Glocke an den Türen ein bettelndes Geläute,.." (Bd.3. S.229). „Ihr häufiger Name ist ihr Stummenglöckchen " (Bd.5. S. 361).

Jean Paul vergleicht die Verwandlung der Seele nach dem Tod mit der Metamorphose der Puppe zum Schmetterling: „Ist er [der Leib] die Puppe oder Chrysalide im Winter des hiesigen Dasein, welche der Tod für die Psyche zersprengt für eine wärmere?" (Bd.6. S.1172). Er vergleicht dies auch mit der Veränderung eines Gesichts: „so wie der Seidenwurm als Raupe Geschmack, aber keine Augen, und als Schmetterling Augen ohne jenen hat" (Bd.1 S.1032). Schlafen hält er für einen Bruder des Todes und erwähnt oft den Traum des Blinden. Den eines Scheinblinden beschreibt er so: „ohne den Traum, der um den im Schlagflusse Erblindeten musivische Welten voll Tulpen und Juwelen stellt,..."(Bd.4. S.324). Den eines wahren Blinden: „wie Blindgewordene im Traum herrlich sehen, im Wachen aber wie gesagt blind sind?" (Bd.2. S.179). Wie der Blinde im Traum sehen kann, so muss der Sehende im Gedicht noch sehender werden: „In einer Obstbude schlummerte gebückt ein blinder grauer Bettler, dem ich am Tage einen Notpfennig samt der Valvationstabelle des Pfennigs geschenkt. Der Traumgott führte ihn aus der finstern Trophonius-Höhle der Blindheit heraus und stellte ihn vor die blumige fruchttragende Welt, und das genesene Auge weinte über die schönen Farben und den Tag. Du Armer! wie gönne ich dirs! Mög' es ein Genius auch uns so gönnen, daß die Träume der Dichtkunst unsere dunkeln Augen heilen und uns die elysischen Felder zeigen, die das Wachen bedeckt! "(Bd.4. S.761).

Jean Paul benutzt das Gleichnis der Blindheit, um die Dialektik des Denkens zu erklären. Seine Erklärung ist zwar bildhaft, aber dennoch beleidigend, denn wieso sollten Blinde nicht normal denken können. „Der höhere kann zwar den niedrigen erraten, aber nicht der niedrige den höhern, weil der Sehende, als eine Bejahung, leicht die Blindheit als Verneinung setzen kann, der Blinde hingegen nie den Sehenden erraten, sondern dessen Farbe entweder hören oder tasten wird" (Bd.5. S.215f.). „Wie der Blinde nicht nur kein Licht, sondern auch kein Dunkel kennt: so wüßten wir ohne Uneigennutz nichts vom Eigennutz, ohne Freiheit nichts von Sklaverei,..." (Bd.4. S. 222). Das Folgende ist eine Kritik gegen Schelling und den Erzfeind Fichte: „Denn was ist das vorgebliche Konstruieren in der Physik und Philosophie anders als eine häßliche Verwechslung der Form mit der Materie, des Denkens mit dem Sein, welche sich nie in der Wirklichkeit zu jener Identität umgestaltet, die im schwarzen Abgrunde des Absoluten so leicht zu gewinnen ist; denn in der Nacht sind alle Differenzen — schwarz; aber in der rechten, nicht in der der Sehenden, sondern in der Nacht der Blindgebornen, welche den Gegensatz zwischen Finsternis und Licht in der höhern Gleichung des Nicht-Sehens tilgt"(Bd.5. S. 418).

Der sehende Fichte wird unter die Blinden eingereiht, der blinde Dichter Milton jedoch weiß von Licht: „und sie [Liane] lächelte den Schimmer heiter an, wie der blinde Milton in seinem ewigen Gesange die Sonne oder wie ein Irdischer den ersten Glanz nach dem Leben"(Bd.3. S. 180). In der Levana finden wir einen mystischen Gottesbegriff: „Wir finden Gott zweimal, einmal in, einmal außer uns; in uns als Auge, außer uns als Licht" (Bd.5. S. 770). Den Blinden scheint dies verwehrt zu sein. Ähnliches wird auch an anderer Stelle berichtet: „Daher ist der Dichter, wie der

Philosoph, ein Auge“（Bd.5. S.57）. In der Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei, hat der Gott keine Augen: „Und als ich auflickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an“（Bd.2. S. 269）. Die Tiefenpsychologie würde hier auf die Kastrationsangst hinweisen.

Ich möchte weitere Beispiele zum Thema Blindheit und Taubheit anführen. Zuerst Stelle, die die Lage der damaligen Medizin reflektiert: „wollen wir denn lieber klagen als bedenken, daß das Schicksal dem Augen-Wundarzte gleicht, der gerade in der Minute, eh' er dem einen blinden Auge die Lichtwelt aufschließet, auch das andere sehende zubindet und verdunkelt? “（Bd. 4. S. 180）. Zur Bedeutung von Kleidung und Farbe für Blinde heißt es: „Denn eine blinde Frau putzet sich so gern als eine sehende,...“（Bd.3. S.81）. „ so wie... Blinde die Scharlachfarbe vorziehen“（Bd.3. S.153）. Jean Paul beruft sich auf Lettres sur les Aveugles 1749 und meint: „da schon Diderot hehauptet, daß Blinde grausam wären“（Bd.3. S.467f.）, und fährt fort:"ein rauher blinder Zyklope “（Bd.3. S. 180）, „ am Pol macht die Kälte, unter der Linie die Hitze blind“（Bd.3. S. 1027 vgl. Bd.3. S. 588). Zu den damaligen Berufskrankheiten zählte auch die Blindheit: „wie jeder,.. sich gern der notwendigen Verderbnis preisgibt, z. B. der Schuster den Infarktus － der Friseur und Müller der Lungensucht － der Hammerschmied der Blindheit － der Kupferschmied der Taubheit“（Bd.4. S. 654). Zu den Tauben bemerkt er: „Derham（in seiner Physiko-Theologie 1750）bemerkt, daß Taube unter dem Getöse am besten hören,...“（Bd.3. S.146). Diese Schreiber,... gleichen den Stummen, welche auch dann, wenn sie uns ihre Sache pantomimisch deutlich sagen, noch unangenehme, unnütze Töne einflicken“（Bd.5. S.151). "...ja wohl macht das Alter physisch und moralisch weitsichtig für sich und taub gegen den andern“（Bd.3. S.589）.

Über die Buckligen bemerkt er: „diese [Buckligen] aber, wie wir an Äsop, Pope, Scarron, Lichtenberg und Mendelssohn sehen, haben viel Witz“（Bd.1. S.324). Die Farben weiß und schwarz haben für Jean Paul symbolische Bedeutung: „die Philosophie werde wie eine türkische Dame von Stummen, Schwarzen und Häßlichen bedient“（Bd.4. S.587). „Hingegen die Vereinigung aller Farben von zwei schönen Seelen（Gustavs und Beatens）wird immer nur die weiße der Unschuld geben“（Bd.1. S.353). „Der innere Mensch wird, wie Neger, weiß geboren, und vom Leben zum schwarzen gefärbt“（Bd.5. S. 552).

Wir befinden uns nach Jean Paul in den „Totenhäusern der Erde“（Bd.3. S.227）und in „der Totalfinsternis unseres Lebens“（Bd.3. S.49). Alle, Behinderte und Gesunde, leben im ganzen unterschiedslos. Allerdings weiß er auch, daß Behinderte in Wirklichkeit ein erbärmliches Dasein führen: „denn die schreiendsten Ungerechtigkeiteiten soll man an ihnen [ungelesenen Autoren] so wie Bettlern und Gefangnen verüben“（Bd.5. S.359）.

3）Blinde in den Werken

Auf das Motiv der Blindheit bei Jean Paul wurde bisher auch von W. Höllerer und R. Hoffmann hingewiesen. Im Nachwort der 1. Hanser-Ausgabe, die die unsichtbare Loge und Hesperus enthält, schreibt Walter Höller: „Das Motiv der Blindheit spielt, neben den Hauptmotiven Freundschaft, Liebe, Tod, Erziehung, Staatsmoral in beiden Romanen eine große

Rolle“ (Bd.1. S. 1322). Auch Rolf Hoflmann behauptet in einer Anmerkung seiner Biographie: „der Leser erinnere sich bitte an Amandus mit fast zerschnittenen Augen, an die Augenbinde Agnolas, selbst an die Augenbinde des kleinen Gustav: Jean Pauls Bücher, alle Bücher, sind mit Scheinblinden, Halbblinden, Blinden, Blatternarbigen und Gichtbrüchigen bevölkert.. Jean Pauls erste Kinderlieben waren blatternarbig, der kleine Oerthelbruder war an Blattern gestorben, und als Jean Paul einmal in einem Brief an Pfarrer Vogel den Wunsch ausspricht, es möchten doch seine Kinder wieder von den Blattern genesen sein, da war auch von denen eines schon tot“ (Jean Paul. Wunderlich Verlag. 1975. S. 115). Unklar scheint, was der Blinde mit den Blattern zu tun hat. Eine Stelle im Titan könnte die Sache erklären: „...zum kleinen zehnjährigen Mädchen, das, von Blattern erblindet,...“(Bd.3. S.76). Natürlich werden nicht alle an Blattern Leidende blind. Als Kind verliebt sich Jean Paul „in ihr niedliches rundes rotes blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen“(Bd.6. S.1097). Merkwürdig ist, daß Vollmann Gichtbrüchige zu den Blinden zählt.

Blinde treten in den früheren Werken, in der unsichtbaren Loge, im Hesperus und Titan häufiger auf als in den spätern. In der unsichtbaren Loge wird der Held Gustav anfangs unter der Erde erzogen. Am Tag schläft er „mit zugeschnürten Augen “(Bd.1. S. 57) und genießt die Sonne. Er kehrt dann in seine „Platos-Höhle“ (ebenda) zurück. Dort wird das Leben auf der Erde als Auferstehung gelehrt und erlebt. Als er zum erstenmal die Sonne sieht, heißt es: „jede Himmelsveränderung, jeder Sonnenuntergang, jede Minute überschüttete ihn mit Neuigkeiten“(Bd. 1. S. 65). Das Motiv der Augenbinde erscheint im Hesperus als Amors-Binde vor der Fürstin Agnola. Der Held Viktor, ein Augenart, nährt sich ihr „blind und liebetrunken“(Bd.1. S. 921), aber die Verführung seitens der Frau scheitert auch hier. Die einzige Ausnahme finden wir in der unsichtbaren Loge. Im Titan verschließt der Held Albano anfangs die Augen, obwohl er nicht krank ist. „Schoppe dachte, er schlafe: aber der Grieche erriet lächelnd die Schwelgerei dieser künstlichen Blindheit und band selber vor die großen unersättlichen Augen das breite schwarze Taftband, das als eine weibliche Binde und Spitzenmaske sonderbar und lieblich gegen das blühende aber männliche Gesicht abstach“(Bd.3. S. 20). Er strengt damit zugleich „das gegen die innere Welt gerichtete Auge des Traums und das gegen die außere Welt gespitzte Ohr der Aufmerksamkeit“ an (Bd.3. S.21). Danach blickt er begeistert wie Gustav in die Sonne.

Der erste Blinde im Roman die unsichtbare Loge ist Amandus, dessen Augen von einer Bettlerin verletzt wurden. Sein Vater Doktor Fenk, operiert seine Augen. Amandus ist jedoch zu schwach und stirbt, die Liebe von Gustav und Beata segnend. Bei seinem Tod ereignet sich eine Mondfinsternis, das erste Echo zwischen Himmel und Menschen. Die Bettlerin, die Amandus verletzt hat, lügt: „Im Gebüsch wär' ein Bettler hingeschossen, ders Kind blenden hätte wollen, um drauf zu betteln“(Bd.1. S. 88f.). Neben der empfindsamen Blindheit und Krankheit wird die harte Wirklichkeit des Bettlers dargestellt. Mischung von Romantik und Realismus, Jean Pauls Merkmal, machen auch beim Motiv der Blindheit keine Ausnahme. Im Hesperus operiert zu Beginn des Romans der Augenarzt Viktor den Star seines Vaters, Lord Horion. Beim Einsiedler Emanuel wohnt ein blinder Jüngling, namens Julius. „Hinter dem Fenster sah er [Viktor] einen außerordentlich schönen Jüngling stehen, der auf der Flöte blies“(Bd.1. S. 675). Viktor kommt

nach der Untersuchung zum Schluß, daß seine Augen „nie mehr zu öffnen“ seien（Bd.1. S.695）. Julius liebt ein früh verstorbenes Mädchen und lebt zurückgezogen als musikalisches Genie in der reinen Innerlichkeit. Seine Innerlichkeit ist klarer gestaltet als die von Amandus. Schließlich wird angedeutet, daß dieser Sohn des Lords Horion sich keine Sorgen um die finanzielle Hilfe zu machen brauche. Jean Paul erwähnt dazu noch eine medizinisch interessante Tatsache: „der Lord war auch einmal blind und vermehrt also die Beispiele der von Vater auf Sohn forterbenden Blindheit durch seines“（Bd.1. S. 1152）.

Auch im Titan, einer Geschichte der Täuschungen und Verwirrungen von Gesicht und Gehör, treten viele Blinde oder Halbblinde auf. Albanos erste Mitspielerin ist die oben erwähnte durch die Blattern Erblindete. Seine erste Liebe, Liane, wird mehrmals blind. Zum ersten Mal, als ihr Bruder Roquairol die Leichenöffnung des Fürsten erwähnt. Nachdem sie wieder genesen ist, erblindet sie ein zweites Mal beim Abschied von Albano. Als Liane an ihrer ersten Blindheit leidet, erscheint sie hinter den Springwassern. Die Springwasser sind erstens zur Hervorhebung benutzt, wie wir in der Vorschule lesen können: „Umstände, welche den Helden die geliebte Schönheit zu erblicken hindern, heben sie gerade dem Leser vor das Auge; so wirken z.B. die Springwasser gestaltend, hinter welchen Albano gern seine erblindete Liane ersehen möchte“（Bd.5. S.285f.), zweitens zur Kurierung von Leiden: „sie gebraucht die Ausdünstung der Fontänen; der Arzt verspricht sich viel davon“（Bd.3. S. 175). Hier gibt es auch doppelte, d. h. romantische und realistische Motivierung. Bei ihrer zweiten Erblindung ereignet sich eine Sonnenfinsternis. Daher bringt Albano ihre Blindheit mit der Sonnenfinsternis in Verbindung. Außerdem hält die blinde Liane das Glockenläuten eines stummen Bettlers für ihre Totenglocke. Hier beschreibt Jean Paul eindrucksvoll die doppelte Täuschung von Gesicht und Gehör. Diese zwei Sinne sind sich am wenigsten ähnlich: „Schwerer fällt aber der Phantasie das Zusammenstellen der zwei unähnlichsten Sinne, des Auges und Ohrs, des sichtbarsten und unsichtbarsten“（Bd.5. S.297). Das Motiv der Täuschung wird häufig gebraucht und bildet einen wesentlichen Bestandteil des Werks. Neben der Mechanik des Oheims, des Tausendkünstlers, die Schoppe den „akustischen und optischen Betrug“（Bd.3. S. 69）nennt, werden viele optische Ähnlichkeiten wie Liane und ldoine, Linda und ihre Mutter, Albano und sein vater [der Fürst] und Schoppe und sein Doppelgänger Siebenkäs sowie die akustische Stimmenähnlichkeit von Roquairol und Albano dargestellt. Als Halbblinde leidet Linda an der Nachtblindheit. Dies ausnutzend wird sie von Roquairol verführt, der die Hand und Stimme Albanos imitierte. Charlotte von Kalb gab wohl das Modell. Jean Paul deutet das im Werk an: „und ich habe denselben Fall an einer halbblinden Frau von mächtiger Phantasie und offnem Kunstsinne bemerkt“(Bd.3. S. 196). Über die Spanierin Linda schreibt er: "Sie habe nämlich, erzählte sie, etwas von der Augenkrankheit vieler Spanierinnen, nachts unendlich kurzsichtig zu sein“. In einer Anmerkung lesen wir: „Taggesicht [Hemeralopie] ist gewöhnlich in heißen Ländern“(Bd.3. S.623). Auch erwachsene Blinde, die einst mit Albano spielte, hat einen wirkungsvollen Auftritt. Als RoquairoI Albanos Pflegeschwester Rabette verführt, dient diese eine Zeitlang als Begleiterin, „zur scheinbaren Wach Rabettens“, um diese aus der Versuchung unter Menschen in die Versuchung in die Wüste zu führen“(Bd.3. S. 483). Als er Linda verführt, bringt sie ihr seinen

Brief und wird ihre Begleiterin in der Nacht. Roquairol schreibt: „Dein blindes Mädchen nimmst du nur mit“（Bd.3. S.729）. Das erinnert uns an die blinden Führer der Blinden [Matthäus 15,14], aber noch mehr an die Allegorie der Amors-Binde.

Shuji Takashina meint zum Problem des blinden Cupido: „Der blinde Cupido tritt seit dem 13. oder 14. Jahrhundert in Italien auf. Aber im asketischen, christlichen Europa wird im Allgemeinen der sehende, d.h. vernünftige Cupido höher geschätzt als der blinde, d. h. triebhafte Cupido. Dagegen hehauptet Pico della Mirandola: die Liebe braucht keine Augen, weil sie Vernunft übertrifft. Blind sein ist also nicht negativ. Pico und seine Freunde führen als Beispiele den blinden Homer und die Erblindung des Paulus vor dem Glanz des Lichtes auf dem Weg nach Damaskus（Apostelgeschichte 22, 11）an“（„Licht und Schatten in der Renaissance“）.

Lianes Blindheit im Titan soll wohl die Innerlichkeit symbolisieren, die an Julius im Hesperus erinnert. Aber die Führung des blinden Mädchens aus Blumenbühl könnte man als Allegorie des blinden, triebhaften Amors interpretieren. A1lerdings ist die Szene des Eros bei Jean Paul selten. Die Amors-Binde verwendet Jean Paul stets gleichnishaft: „Er schwieg; aber die augenblickliche Nacht war die Amors-Binde, die Adelinen den schönen Verlust der Hand und des Herzens verdeckte, wie physische Glieder nur mit verbundnen Augen abgeneornmen werden“（Bd.4. S. 314. vg1. Bd. 4. S. 66, Bd. 2. S. 748）. Im Titan wird ein alter Mann erwähnt, der mit Schrecken Albanos Gesicht anstarrt: „Der Mann war in der Jugend ein Bedienter des alten Fürsten gewesen, war blind und vor kurzem wieder heil geworden; darum sah er den ähnlichen Sohn für den Vater an“（Bd.3. S.821）.

In den Flegeljahren wird die Innerlichkeit, die Julius und Liane vertreten, zur Parodie. Vult erscheint als falscher Blinder. Wulf Köpke interpretiert die Szene im Zusammenhang mit Herder: „Wenn Neupeters Tochter Raphaela sich als Parodie einer Jean-Pau-Leserin entpuppt, indem sie den Betrug Vults, der sich für blind ausgibt, um Publikum für sein Flötenkonzert anzulocken, mit dem blinden Julius im Hesperus vergleicht und in Jean Paulscher Manier darüber spricht（«und Tränen begießen die Freuden-Blumen » II. 729）, so kann man die Stimme Herders vernehmen, der Vernunft predigt und vor dem Hesperus-Gefühl warnt, das allzu leicht in unverbindliche Sentimentalität umschlagen kann“（Abschied von der Poesie. Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft. 1990. S. 52）. Der falsche Blinde reflektiert wohl die allgemeine Tendenz Jean Pauls zur Prosa. Liane wird kritisch betrachtet, sie taugt nicht zur Braut Albanos.

In Schmelzles Reise nach Flätz steigt „ein blinder Passagier mit einem roten Mantel“（Bd.6. S.25）, „entweder namens Jean Pierre oder Jean Paul ungefähr oder ganz namenlos“（Bd.6. S.28）ein. Jean Paul macht hier ein Wortspiel: „Der nachkommende blinde Passagier（er ließ sich jetzt als sehender einschreiben, Gott weiß zu welchen Endzwecken) spann...“（Bd.6. S.33）. Ein blinder Passagier ist Jean Pauls Lieblingsausdruck: „diesen nicht sowohl blinden als blind machenden Passagieren...“（Bd.3. S. 402, vgl. Bd.2. S.15, Bd.4. S.763）.

Im Leben Fibels ist auch der alte Fibel halbblind. Er sagt am Ende zu Jean Paul, er könne ohnehin nicht sehr sehen. Der alte Fibel bekommt neue Zähne, aber seine Augen werden blöde. Fibel, der das ABC-Buch publizierte und ein Institut für seine Biographie gründete, lebt im Alter bescheiden. Einige Leser mögen in seiner Blindheit eine mystische Stimmung fühlen. Das

erinnert mich aber an das gleichartige Schicksal des Autors: „Am 24. Oktober trifft dieser [Otto Spazier], 22 Jahre alt, in Bayreuth ein und erschrickt vor der Veränderung, die mit dem Onkel vorgegangen ist. Das vorher runde Gesicht scheint sich durch die Magerkeit verlängert zu haben. Stumpf blicken die sonst so glänzende Augen. Wo er denn sei, der Junge, fragt er und streckt suchend die Hand nach ihm aus, als Karoline den Neffen ins Zimmer führt. Er spricht leiser und langsamer, als bereite jedes Wort ihm Mühe, aber noch immer in Bildern: Der Himmel strafe ihn jetzt mit Ruten, von denen eine, das Augenleiden, zu einem tüchtigen Knüttel geworden sei“ （Günter de Bruyn: Das Leben Jean Paul Friedrich Richter. Fischer. 1975. S.362).

Eine weitere Episode aus seiner Jugend: „Jean Paul küßt, umarmt, geht nächtlich spazieren, spielt Blindekuh, diese Unschuld vom Fichtelgebirge, macht halbe Heiratsversprechen,...“ （Vollmann:Jean Paul, a.a.O. S. 98）.